



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Fritz Reuter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fritz Reuter.

Selten wird der Kritik das angenehme Geschäft, einen Dichter mit ungeheilte Freude begrüßen zu können. Oft wird ein tüchtiges Talent durch eine verkehrte Richtung verkümmert; nicht weniger oft müssen wir die gute Absicht anerkennen, aber die Kraft reicht nicht aus. Fritz Reuter besitzt die Eigenschaften, die einer gesunden Periode der Literatur anzugehören pflegen, den glücklichen Instinct für zweckmäßige Stoffe und die Stimmung, die denselben entspricht, er besitzt aber außerdem eine Dichterkraft von seltenem Umfang. Er kann sich den besten Dichtern unserer Zeit vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen, und er wird, wenn diese Behauptung nicht verwegen klingen sollte, ein schönes Blatt in unserer Literaturgeschichte ausfüllen.

Unsere Kenntniß von seinen Werken ist noch beschränkt, wir haben von ihm nichts gelesen als die Olle Kamellen und Hanne Rüte (beides in der Hinstorffschen Verlagsbuchhandlung zu Wismar erschienen). Wir hören, daß er schon viel geschrieben hat und unter den Freunden und Kennern der plattdeutschen Mundart einen geachteten Namen besitzt. Dieser Name würde uns nicht unbedingt ein günstiges Vorurtheil erwecken; denn sobald eine Sprache oder ein Dialekt neu in die Literatur eintritt, pflegt der Patriotismus geschäftig zu sein, jeden jugendlichen Versuch mit dem Nimbus einer classischen Dichtung zu umgeben, damit man doch gleich anständig in die Reihe der Culturvölker eintritt. So haben es nach der Reihe die Polen, die Russen, die Czeden, die Ungarn u. s. w. gemacht, so scheint es jetzt auch bei den Niedersachsen der Fall zu sein. Manches, was uns von jener Seite als Leistung ersten Ranges gerühmt wurde, ist uns äußerst mittelmäßig vorgekommen. Was aber Fritz Reuter betrifft, so kommt ihm bei der Wahl seiner Stoffe die Mundart allerdings äußerst zu Statten, er würde aber in jeder Sprache ein vorzüglicher Dichter sein.

Es sei uns gestattet, dieser plattdeutschen Bewegung gegenüber unsere Stellung anzugeben.

Wer nicht ein Paradoxenjäger ist, wird anerkennen, daß eine allgemeine Schriftsprache für Deutschland nothwendig war, wenn wir uns je zu einer wirklichen Nation erheben wollten. Daß der meißnische Dialekt den Vorzug

erhielt, lag weniger in seinem innern Werth als in der zwingenden Macht der Verhältnisse. Freilich hat darüber die Sprache viel eingeübt, auch noch in neuer Zeit, seitdem durch Luthers unermessliche Wirksamkeit die Richtung für immer festgestellt war; denn es galt nicht bloß das Volk, sondern auch die Gelehrten für die deutsche Literatur zu gewinnen, und das konnte nur dadurch geschehen, daß man sich in vieler Rücksicht den Gewohnheiten der Gelehrten fügte und der Genauigkeit zu Liebe manche Anmuth und manchen Reiz aufopferte. Es waren Pedanten, die unsere neue Sprache festgestellt haben, Wolf und in zweiter Linie Gottsched. Das Vorbild der Lateiner und Franzosen auf einer Seite, auf der andern Seite die Kanzel und Kanzlei sind die Quellen unseres Ausdrucks gewesen, und dieser Ursprung ist an unserer Wortfügung und Satzbildung noch sehr merklich zu erkennen. Eine Reihe von großen Dichtern und Denkern war nöthig, um der Sprache die Kraft und Fülle zu geben, deren sie sich heute erfreut.

Die Dialekte wichen nicht ohne Widerstand; Hebel's Versuche erwarben sich sogar bei den Hochdeutschen einen großen Beifall; einen noch bedeutenderen Erfolg würde Voß errungen haben, wenn der Umfang seines Talents größer und seine Richtung unbefangener gewesen wäre. Es war der unglücklichste Einfall von der Welt, das Plattdeutsche im Gewand des Hexameters in die Literatur einführen zu wollen. Hätte Voß in der Weise, wie er die Otterndorfer Zustände in seinen „Stolbergischen Umtrieben“ schildert, uns das allgemeine Leben seines Volks und mit der Gesinnung desselben auch seine Sprache näher geführt, so würde er für uns und für die Niedersachsen mehr geleistet haben. In neuer Zeit hat der Oldenburger Dr. Goldschmidt in dieser Art dem Verständniß des niederdeutschen Wesens sehr genützt, und wir bedauern lebhaft, daß er seit einigen Jahren aus der Literatur verschwunden zu sein scheint.

Die Richtung aufs Realistische ist auch den Dialekten zu Statten gekommen. Jeremias Gotthelf hat die Schweizer Redensarten mit voller Unbefangtheit, Berthold Auerbach den Dialekt des Schwarzwaldes mit größerer Auswahl und in idealisirter Form angewandt. Beide haben für das allgemeine deutsche Publikum geschrieben, sie haben daher das Hochdeutsche zu Grunde gelegt und die fremden Ausdrücke so gut es gehen wollte erläutert.

Abgesehen von der Freude, welche ihre Landsleute daran haben mögen, die heimischen Ausdrücke gedruckt zu sehen, freilich in einer Orthographie, die ihnen selbst wol fremdartig vorkommen wird, hat auch für uns diese neue Entdeckung einen großen Reiz. Denn die Dialekte sind weder durch die Kanzel noch durch die Zeitungen, noch durch die höhere Metaphysik zersetzt worden, sie sind in dem Felde, das sie wirklich beherrschen, von ungeschwächter naturwüchsigter Kraft; sie versatten naive und humoristische Wendungen, die wir

ihnen gar nicht nachahmen können, sie haben sich noch nicht in der Schule der Allgemeinen deutschen Bibliothek, der italienischen Sonette, der Klopstock'schen Messias, der Hegelschen Logik u. s. w. den gesunden Menschenverstand verdorben, ihre Einfälle treffen daher den Nagel auf den Kopf. So geht z. B. nichts über den glücklichen Treffer eines plattdeutschen Sprichworts. Dies ist der Vorzug des Dialekts an und für sich; ein anderer ebenso großer wird durch den Contrast gewonnen. Wenn in den Gegenden, wo das Plattdeutsche vorherrscht, auch die Gebildeten sich im vertrauten Kreise der Mundart bedienen, so ist doch die Sprache ihrer Bildung hochdeutsch: sie sind auf den Universitäten gewesen, sie haben an Goethe, Schiller, Lessing ihr Denken und Empfinden geschult, sie predigen hochdeutsch, sie machen ihre Eingaben an die Regierung hochdeutsch u. s. w. Ihre Seele hat also gewissermaßen ein doppeltes Leben, und wenn sie den Schatz von Bildern, Empfindungen und Gedanken, den sie ihrem hochdeutschen Leben verdanken, durchaus nicht preiszugeben gemeint sind, so besitzen sie daneben in ihrer Mundart einen zweiten Schatz des unmittelbaren sinnlichen Bewußtseins. Daß nun bald das Eine, bald das Andere hervortritt und zwar Beides als etwas Positives, das eben macht den natürlichen Humor dieser Sprache aus, den wir bei uns nur künstlich hervorbringen. Die englischen Novellisten haben schon lange verstanden, diesen humoristischen Gegensatz der Volkssprache geltend zu machen. Um das aber zu können, muß man nicht etwa aus dem Wörterbuch oder aus dem Umgang die einzelnen Ausdrücke und Wendungen des Dialekts sich angeeignet haben, sondern man muß im Stande sein, in demselben selbstständig zu denken und empfinden. Wenn man hochdeutsche Gedanken mit Hilfe des Wörterbuchs in den Dialekt überträgt, so hat man damit noch lange nicht im Dialekt gedacht und empfunden.

Darin scheinen es die meisten dieser neuen Dichter zu versehen. Der Dialekt hat ein eigenes eng umschriebenes Leben, über das er nicht hinaus kann, ohne gerade das einzubüßen, was seinen Vorzug ausmacht, die innere Uebereinstimmung und sinnliche Unbefangenheit. So erscheinen uns z. B. bei Claus Groth die Gedichte, in denen eine unmittelbar sinnliche Anschauung oder ein inniges Gefühl waltet, vortrefflich, sobald er aber pathetisch oder philosophisch wird, haben wir die Empfindung, daß es aus dem Hochdeutschen übersetzt, mit andern Worten, daß es gemacht ist. Auch Fritz Reuter, obgleich er ein großes Gefühl für das Wirkliche hat, verfällt zuweilen in diesen Fehler. So erzählt er einmal die Reise mehrer Wanderburschen, von denen jeder sein Volks- oder Schelmlied zum Besten gibt, bis endlich der letzte sie strafft, daß sie ihrer Mundart so wenig gedenken, und nun ein großartiges Gedicht vorträgt, worin in zahlreichen Strophen die plattdeutsche Sprache mit einer tausendjährigen Eiche verglichen wird u. s. w. Gegen das Gedicht ist

nichts weiter einzuwenden, als daß jedes Wort in demselben gemacht ist, d. h. der Verfasser hat sich seinen Gedanken hochdeutsch ausgearbeitet nach dem Vorbilde von Schiller und Körner, und dann dieses Elaborat ins Plattdeutsche übersetzt. Wir sind nie in Mecklenburg gewesen, wagen aber a priori die Behauptung, daß ein Schmiedegesell, der seinen Kollegen dieses Opus auf-tischen wollte, von ihnen für einen Narren angesehen werden würde, und mit Recht. Denn die Kunst, sich in so weitläufigen Bildern auszudrücken, ist das Resultat einer hundertjährigen Culturgeschichte, welche die plattdeutsche Mundart eben nicht durchgemacht hat.

Man glaube doch nicht ungestraft die wirkliche Geschichte überspringen zu können. Möglich ist freilich alles: warum soll man nicht auch den Faust ins Plattdeutsche übersetzen?

Das werdende, das ewig wirkt und lebt,
 Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
 Und was in schwankender Erscheinung schwebt
 Befestiget mit dauernden Gedanken.

Für jedes dieser Worte wird sich gewiß auch ein plattdeutscher Ausdruck finden lassen, und da durch Aneinanderstellung von Worten ein Satz gebildet wird, so kann durch Uebersetzung aller dieser Worte ins Plattdeutsche gar wohl ein Vers herauskommen, der einem Russen oder Italiener mit Hilfe des Lexikons sehr plausibel vorkommt: nur muß man einem Deutschen nicht zumuthen, eine solche Lüge gegen die Seele der Sprache hinzunehmen.

Denn das mögen die Niedersachsen doch nicht vergessen, daß sie vor allen Dingen Deutsche sind! In der Hitze des Gefechts haben sie das wirklich mitunter vergessen und sich grade so ausgedrückt, als wollten sie sich als eigne Nation constituiren. Wäre es möglich, aus dem Plattdeutschen wirklich eine Schriftsprache zu machen, die in Niedersachsen das Hochdeutsche verdrängte, so wäre es das größte Unglück, was Deutschland widerfahren könnte, ja es wäre der erste Schritt zu seinem völligen Ruin. Glücklicherweise ist es nicht möglich, und das Plattdeutsche wird sich bescheiden müssen, die weniger anspruchsvolle aber nützlichere Aufgabe zu übernehmen, für gewisse engbeschränkte Kreise des Denkens und Empfindens, nämlich für den Kreis des Hauses unsere wahre und allgemeine Schriftsprache zu ergänzen.

In der Ausübung hat Fritz Reuter den richtigen Instinct für diese Wahrheit. Die beiden Werke, die wir von ihm gelesen haben, in Prosa und in Versen, geben von dem Umfang seines Talents wenigstens eine ungefähre Anschauung. Die kleine Erzählung, welche den Eingang zu den „Alle Kamellen“ bildet, hat zwar eine sehr gute Stimmung, aber keinen festen Bau; die Personen sind weiter nichts als Träger dieser Stimmung. Dagegen ist in der

zweiten größern Erzählung: „ut de Franzosen tid“ ein volles kräftiges Leben, mit dem nur wenige deutsche Romane wetteifern können.

Unwillkürlich wird man an Jeremias Gotthelf erinnert. Es ist dieselbe wunderbare sinnliche Kraft, durch welche sich Alles, was erzählt wird, in unmittelbarster Gegenwart der Phantasie aufdrängt; die selbe Sicherheit in der Charakteristik, so daß jeder einzelne Zug aus dem innersten Lebensmotiv des Charakters hervorgeht. Man räsonnirt vielfach über den Contrast der Freiheit und Nothwendigkeit, und in wiefern das eine vom andern eingeschränkt werde. Niemand zeigt uns deutlicher, daß diese beiden Begriffe nur durch die Abstraction geschieden werden, als der echte Dichter. Der echte Dichter zeigt uns seine Figuren in vollständiger Freiheit, er macht nicht etwa Rechenmaschinen aus ihnen, die jeder beliebige Leser ihm nachschnitzeln könnte, wenn er nur über das Princip ihres Charakters im Reinen ist, sondern Alles, was sie thun oder reden, überrascht uns, erregt unser Gelächter, unsere Theilnahme, unsere Rührung, unsere Bewunderung, kurz ist uns etwas Neues. Zugleich aber haben wir, wenn wir nun einmal das Neue erfahren haben, das ganz bestimmte Gefühl der Nothwendigkeit: so und nicht anders mußte er handeln und sich äußern! Die Kunst, dies beides mit einander zu verbinden, den Leser zu überraschen und ihn doch zugleich zu überzeugen, ist eben das Geheimniß des wahren Dichters, die unermessliche Kluft, die ihn vom Dilettanten unterscheidet. Der altmodische Dilettant gibt moralische Rechenmaschinen, bei denen man schon nach der ersten Scene das Buch zumachen kann, da man in der Hauptsache schon Alles weiß was kommen wird; der jungdeutsche Dilettant gibt Mollusken ohne allen Knochenbau, die im Schlaf bald so bald so handeln und reden, ohne daß man wüßte, aus welchem Grund oder zu welchem Zweck.

Zu diesem Vorzug kommt aber noch ein dritter, den Fritz Reuter mit Jeremias Gotthelf gemein hat, den wir nicht geringer anschlagen: der Vorzug vollendeter Gesundheit. Es weht in dieser Erzählung eine Luft, bei der auch dem Hypochonder wohl werden muß. Wir meinen damit nicht bloß die komischen Scenen, obgleich sich auch darin in den Olla Ramellen eine Kraft zeigt, mit der nicht viele deutsche Dichter wetteifern können: sondern auch da, wo er ruhig fort erzählt, folgen wir mit gespannter und heiterer Theilnahme. Denn seine Personen sind nicht bloß lebensfähig, sondern auch lebenswürdig; sie flößen uns nicht bloß den Glauben an ihre Wirklichkeit ein, sondern auch den Wunsch nach ihrer Wirklichkeit: unter solchen Leuten möchten wir gern leben. Nicht etwa Tugendspiegel oder Engel; im Gegentheil, rechtliche Erben von Adam und Eva, mitunter auch verschroben, leichtsinnig, abgeschmackt, aber doch lauter herrliche Menschen. Das ist eben der Zauber des wahren poetischen Spiegels, daß er die Figuren um so mehr verschönert, je treuer er

sie darstellt. Nicht bloß Menschen wie der alte Herr Amtshauptmann Weber oder Fieckhen Boß, die man allerdings nicht bloß im poetischen Spiegel lieben würde, sondern alle miteinander sind Ideale: Mamsell Westphalen und der preussische Windbeutel; Frits Saalman, der verschmigte Gassenjunge, und der würdige Rathsherr, der in Gedanken die Feldzugspläne gegen die Franzosen leitet. Bei diesem Roman kann man wirklich sagen, daß es Einem leid thut, wenn er zu Ende ist, daß man gern mit diesem närrischen Volk noch eine Weile zu thun hätte; daß man aber, wenn man das Buch zuschlägt, die Menschheit um einige Procent lieber hat. Und das ist gut in unserer Zeit, wo man nicht selten die Aufregung, die auch ein begabter Dichter veranlaßt, mit einem recht häßlichen Ragenjammer bezahlen muß.

Einen entschiedenen Vorzug hat Frits Reuter vor Jeremias Gotthelf: er erzählt reinlicher. Der Schweizer Dichter macht uns zuweilen durch die ewigen Episoden, durch die eingestreuten Predigten und durch die Weitschweifigkeit, mit denen er seinen Nütlichkeitsideen nachgeht, ungeduldig; in dieser Novelle dagegen erlahmt das Interesse nie. Nur der Schluß ist dem Früheren nicht ganz ebenbürtig: durch die Einmischung eines neuen und etwas gewagten Motivs, daß der dumme Müller glaubt, für einen Scheffel Getreide einen Scheffel Mahlgeld nehmen zu können, wird die Ordnung etwas gestört.

Ein so völliges Ebenmaß wie in dieser Novelle herrscht in dem Gedicht Hanne Rüte allerdings nicht; dagegen hat es einzelne Schönheiten, die noch ein ganz anderes Talent verrathen, als sich in den „Olle Kamellen“ zeigt. Es wird am zweckmäßigsten sein, Einiges mitzutheilen.

Hanne Rüte ist ein Schmiedegesell aus dem mecklenburgischen Dorf Gallin, der auf die Wanderschaft geht. Sein Vater erträgt den Abschied mit männlicher Würde, die gute Mutter mit vielen Thränen; sie steckt ihm beim Abschied noch einige Thaler und einige Butterbrodte (Bottings) in die Tasche und in der Besorgniß, er werde seinen neuen Rock verlieren, bindet sie ihm denselben mit ihrem Strumpfband fest. Bevor er scheidet, nimmt er noch vom Herrn Pastor und vom Küster Abschied. Den letzteren, der als gebildeter Mann sich hochdeutsch zu reden bemüht und in diesem Bemühen gern in die seltsamsten Formen verfällt, (z. B. die Endungen auf — iss) trifft er grade bei den Bienen (Immen), und der wackere Pädagog benugt dieses Zusammentreffen zu einer moralischen Lehre.

Die junge Menschheit waßt heranne

In's Handümdreihn, man weiß nich wo,

Un mit die Imm is't ebenso,

Es is't dasselbigte Ereigniß.

Sehn se die Imm hier zum Vergleichniß:

Das fliegt in't Jrest blot in den Goren [Garten];

Jedennoch bald — wo lang' wird's wahren,
 Denn fliegt dat äwer't Feld heräwer
 Nah'n Klewerslag — kein besseres Insekt
 Giebt's vor die Imn, als witte Klewer —
 Un wenn das nun so rümmer treckt
 Von Blaum tau Blaum, denn sugt [saugt] das Honnig,
 Un jede kehrt zurück in ihr Behältniß,
 Un darum auch, Herr Rüte, kann ich
 Sie stellen in dasselbigte Verhältnis.
 Un gworst worum? — Sie fliegen as die Imn
 In't Irst nu in die Welt hinaus,
 Sie fügen hier un da herüm
 Un bringen Honnig mit nach Haus;
 Arbeiten is dat Honnig sugend,
 Un Honnig Wissenschaft un Dugend.

Er bittet den Gesellen, wenn er auf seiner Wanderschaft nach Schlessien kommen sollte, an eine alte Liebe des Küsters einen zärtlichen Brief mitzunehmen. Leider hat ihn seine Frau belauscht, sie kommt dazu, macht ihm eine Scene und zerreißt den Brief. Der arme Küster gibt seinem jungen Freund die Warnung:

Herr Rüte, wenn ik raden dau,
 Heurathen S'nie sik eine Fru;
 Denn Swächlichkeit is das Geslecht,
 Kein einzig Farn is bei ihr echt;
 Dat Bitschen Schönheit kommt zur Geltniß,
 Und jämmerlich is Ihr Verhältnis.

Auch hatte er es eigentlich gar nicht so böse gemeint:

Ich hab hauptsächlich blos den Brief geschrieben,
 Mich in die Liebes-Schreibart einzuüben,
 Denn der Artikel geht nicht schlecht,
 Die Lieb' kommt allerweg' zurecht,
 Wo jugendvolle Herzen blühen,
 Auch hier bei uns, hier in Gallin.

Sie kann daher für einen armen Schriftgelehrten eine gute Erwerbäquelle werden.

Die Lieb', Herr Rüte, ist en Kram,
 Der führt verdenwelt viel im Mun'n;
 Un' Herrgott führt die Herzen woll tausam,
 Wo aber wird der Ausdruck fun'n?
 Un' Herrgott kümmert sich nich drum,
 Er säet blos die Liebessaat;
 Ein Liebender, der wirklich Liebe hat,

Is vor den Ausdruck viel zu dumm;
 Darum bün ich darauf verfallen,
 Die Liebesleut tausam tau hollen
 Und Ausdruck ihrer Lieb zu geben,
 Herr Nüte, vor ein Billiges
 Und auch bei Ihnen will ich es,
 Wenn's Ihnen mal passirt im Leben.

Nachdem er seine Abschiedsbefuche vollendet, begibt sich der arme Nüte nun wirklich auf die Wanderschaft.

Hei geit bet an dat Holt heran
 Wo hei in' Abendfönnenstrahl
 Sin kleines Dörp taum letzten Mal,
 Sin Vadershus noch seihen kann.
 De Schornstein qualmt, de Smädess [Schmied-Esse] of,
 De Abendfönn schint up den Kof.
 Sin Bader smäd't in vullen Fūr,
 Sin Mutting [Mütterchen] kakt [kocht] dat Abenbrod;
 Wat süs [sonst] so swart un düster wier.
 Dat tücht' em nu so rosenrod.
 Dat was, as wenn von Barg un Dal
 Taum irsten un taum letzten Mal
 Em jede Busch un jede Städ
 So leinlich grüßen un winken ded.
 Adjüs! Adjüs! rep [rief] Dörp un Feld,
 Du drögst nu anner Verlangen,
 Du geist nu in de weide Welt,
 Jehann, ward di nich hangen? —
 Hei smitt sik an 'ne olle Wid,
 Oh woll, würd em so bang'n!
 De frömde Welt is gar tau wid;
 Sin Post würd em so drang'n. —
 Hei sicht sik üm, em sicht hier kein.
 Ach Gott! Wat is hei doch allein!
 Sin Bader süs, sin Mauder süs,
 De ümmer bi em wesen is —
 De Thran em in de Ogen trett
 Ach dat hei nich sin Mutting hett!
 Sei hatt em plegt un hegt un wohrt,
 De Thran em drögt [getrocknet], wenn hei mal rohrt [weinte],
 Wenn Bader bös was, för em beden,
 Sei hatt so oft em Botting [Butterbrod] srueden.
 Sei langt in sine Tasc herin
 Un halt [holt] ein rus und bitt eins af —
 Dit was det leßt, wat sei em gaw —

Un rohrt ganz lud, un bitt mal wedder —
 De Thranen fleiten hall heraf —
 Und rohrt un ett, und ett un rohrt —
 De Thranen fleiten sachter nedder —
 Bet hei bi lütten [allmällig] sik verdort [erholt]
 Un ett und rohrt, und rohrt un ett,
 Bet hei sin Nöthen all vergett.
 Un as sin Botting was tau En'n,
 Dunn ward so sachten em tau Sinn;
 Un ävre Mag' solgt [faltet] hei de Hän'n
 Un slöppt ganz sacht un selig in.

Das ist echte Poesie! und so sind alle gemüthlichen Scenen dieses Gedichts durchgeführt. — Nun aber verändert sich die Scene um den schlafenden Hanne Nüte. Auf dem Weidenast über seinem Kopf sitzt Lotte, das Sperlingsweib, und brütet über sechs bunten Eiern.

Sie brödd' so heit un sitt so wiß [fest],

As wenn s'up't Nest annagelt is,

Un blot ehr Kopp geht hen un her,

Un niglich [neugierig] kickt sei ut de Dör

Un kickt un krüst ehr Guv [Haube] tau Hög',

Wer Deumel vor ehr Husdör leg! —

Mus'bock [Mäuserich], de lett sin Kleerwörtel [Kleerwurzel]

Un slikt [schleicht] dörrch Gras und jungen Nettel

Un schütt [schießt] denn mal en En'n lang furt,

Un rückt denn an un horckt [horcht] un lu'rt,

Un pußt de Näs' sik mit de Pot,

Un smüffert [schmunzelt] heimlich vor sik hen:

Dat röf [roch] hier doch nah Botterbrod,

Wo Dunner! äwer is dat denn? —

Un Sperlingsch [Frau Sperling] röppt: Mus'körling, hier!

Hier unnen in dat blag [blau] Poppier! —

De Mus'bock treckt sich neger ran,

Un kickt sik Hanne Nüten an,

Ob hei of woll tau trugen [trauen] wier,

Un sett' sik hen, den Buckel krümm,

Den Start [Schwanz] ranf üm de Bein herüm,

Un röppt ehr tau mit lise Stimm:

„Kiek mal de Kräumels! [Brosamen] Nahwerfch [Nachbarin], kümm!

Un kiek, wo fett! — Kumm runner, Lotte!

Vor die de Kräumels, mi de Botte!“ [Butter]

Un lickt un los un richt sik up

Un sitt so steidel [steil] as ne Pupp,

Un snüffelt dorch den Abendwind

Un piept ganz lis' nah Fru un Kind.

Un de oll Nus'madam, de slüppt
 Ganz lising ut dat Hus hervör,
 Un allentwegen rute hüppt
 Det lütte [kleine] Nus'volk achter [hinter] ehr;
 Un Swigerfähs un Swigerdöchter,
 De werden all tau Gast inladen,
 Un Nus'bock röppt: „Kamt, Kinner,“ seggt'e,
 „Wi lütt Lüd dörrpen nicks versmaden“ [verschmähen]. U. s. w.

Nach und nach wird die ganze Natur lebendig, Vögel von allen Gattungen treten auf, jede in der ihr eigenthümlichen Art und jedes Individuum selbstständig; es sind auch Stuger darunter, die sich bemühen hochdeutsch zu reden wie der gute Küster; auch die Frösche kommen aus den Sümpfen hervor. Mit einem wunderbaren Blick hat der Dichter diesen Geschöpfen ihre kleinen Geheimnisse abgelauscht und gibt sie, obgleich phantastisch aufgeputzt, mit großer Treue wieder. Theils leben diese Vögel für ihre eigenen häuslichen Sorgen, theils bilden sie eine weitläufige Verschwörung, um Hanne Rüte mit der ihm bestimmten Braut zusammenzubringen und alle Hindernisse zu beseitigen, mit Anlehnung an die altdeutsche Volksweise, welche den Vögeln diese Eingriffe in die Rolle der Vorsehung gern gestattet. Der Dichter hat aus der alten Sagenwelt ein sinnig-humoristisches Bild gemacht, das in seiner bunten Mannichfaltigkeit doch eine harmonische Grundfärbung trägt.

Nur eins stört den Einklang: durch das Ganze zieht sich zugleich eine tragische Geschichte, ein Criminalfall, zu dessen Entdeckung die Vögel gleichfalls beitragen müssen. An sich entspricht auch das der alten Sage, aber da hier die Vögel humoristisch behandelt sind, so verlieren sie ihre mythologische Berechtigung, und man wird mitunter zweifelhaft, welche Stimmung vorzuziehen soll. — Für diesen Uebelstand wird man aber reichlich entschädigt durch die großen Schönheiten des Einzelnen, die alle den Dichter von Gottes Gnaden verrathen. Je fühlbarer der Mangel an wirklich productiven Kräften bei uns ist, desto mehr fühlen wir uns verpflichtet, da wo sie sich in einem so hohen Maße zeigen, die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken.

Julian Schmidt.